
Ludwig M. Eichinger

Regionalität als Kategorie der Sprachwissenschaftsgeschichte

Sprachwandel und Sprachwissenschaftswandel

1. Das Deutsche im 18. Jahrhundert

Das Deutsche hat sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts eine Vielzahl von Verwendungsgebieten erobert, die dem Lateinischen oder dem Französischen vorbehalten schienen. Das Deutsche hat sich außerdem im selben Zeitraum entscheidend verändert. Das eine hat zweifellos mit dem anderen unmittelbar zu tun. Wenn das Deutsche nun gebraucht wird, wo das Lateinische und wo das Französische vorherrschten, dann ist es einen Schritt weitergegangen auf dem Weg zu einer zentraleuropäischen Schriftsprache.¹ Aus wirtschaftlichen, politischen und kulturellen, pauschal aus historischen Gründen der verschiedenen Art stehen die angesprochenen Veränderungen des Sprachgebrauchs und wohl auch des Sprachsystems in unmittelbarem Zusammenhang mit entscheidenden Veränderungen der gesellschaftlichen Semantik – die akzeptierten kollektiven Denkstile und die meinungstragenden Schichten der Gesellschaft veränderten sich entscheidend.² Sprachlich heißt das mancherlei. Nicht nur nimmt die Verwendung des Deutschen als einer Schriftsprache, nicht mehr nur einer reinen Drucksprache, zu, es verändern sich damit die Bedingungen des Schreibens soweit, daß alte Konventionen für angemessenes Schreiben nicht mehr

1) Die hier folgenden Ausführungen stellen den zweiten Teil von Überlegungen dar, die mit Eichinger (1995a) begonnen wurden.

2) Die Terminologie für diese Prozesse des Wandels ist Ludwik Flecks Studie aus den 30er Jahren entnommen.

gelten.³ Das betrifft insbesondere die auf die Kommunikation in geschlossenen Eliten angelegten Vorgaben des sogenannten Kanzleystils. Da neue Schichten der Bevölkerung an der offiziellen Kommunikation beteiligt werden sollen, werden – in der analogen Rezeption vor allem französischer Muster – Ausdrucksweisen als ideal dargestellt, die unmittelbarer den Reflex der Mündlichkeit an sich tragen.⁴ Damit verändert sich das Verhältnis zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit entscheidend, wenn auch die intendierte Mündlichkeit eher auf orale Stukturen denn auf eigentliche Elemente des mündlichen Mediums zielt. Wenn aber, wie auch im einzelnen immer, Mündliches zum Ideal wird, muß die Variation im mündlichen Sprachgebrauch zu einem Problem in der Festsetzung einer angemessenen Norm werden. Nun wird in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tendenziell eher versucht, dieses Problem klassizistisch-normativ zu lösen, indem einfach bestimmte Varietäten des gebildeten Ostmitteldeutschen zu den Normvarietäten erklärt werden. Dieser Gottschedsche Weg läuft mit dem Ende seiner unmittelbaren Vorherrschaft aus. Wenn auch dann wieder klarer wird, daß geschriebene Varietäten im Gegensatz zur gesprochenen Sprache ihrer eigenen Mittel bedürfen, wird doch vor allem die lange überraschend unbezweifelte Regel, man habe zu schreiben, wie man als Gebildeter spreche, langsam zum Problem.⁵ An dieser Stelle nun überlagern sich die angedeuteten sprachgeschichtlichen Entwicklungen in interessanter, aber nicht immer leicht nachvollziehbarer Weise mit den herrschenden Denkstilen, die sich im gängigen sprachwissenschaftlichen Diskurs äußern.

2. Orthographie, Buchstabenschrift und Lautung

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird das naiv-klassizistische Normverständnis Gottschedscher Prägung aus verschiedenen Richtungen relativiert.⁶ Bekannt und weithin diskutiert ist ja die Diskussion um die Frage, was denn der normgerechte Wortschatz sei, bzw. welche Variation hier als zulässig gelten könne. Im Sinne der Lockerung der Vorschriften für eine adäquate Textsortengestaltung, die von einer klassizistischen Rhetorik zu einer empfindsam-natürlich orientierten Prosastilistik geht, wird hier eine gewisse Lizenz gegeben, um damit gewisse Ausdrucksintentionen auf natürliche Weise erfüllen zu können: die Paradebeispiele, die immer wieder zustimmend zitiert werden.

3) Vgl. dazu Michael Gieseckes Überlegungen zu präferierten Medien und Sprachzustand (1992).

4) Zu den strukturellen Äquivalenzen und Folgen dieser Veränderungen s. Eichinger (1995b)

5) Schön sichtbar wird die Reflexion dieses Problems in Goethes Briefwechsel mit seiner Schwester zu seiner Leipziger Zeit, die ja von der Auseinandersetzung mit Gellert geprägt ist und in den gleichzeitigen Ausführungen in Dichtung und Wahrheit; vgl. dazu auch Blackall (1978: 512 ff.).

6) Selbst harmlose Abtrünnige aus der Gottsched-Schule wie Christian Fürchtegott Gellert mokieren sich schon über die „Wässerigkeit“ des Gottschedschen Stils.

stammen von Lessing. In der Auseinandersetzung um Adelungs Wörterbuch findet die Geschichte einen gewissen Kulminationspunkt.

Für den Entwicklungszustand des Deutschen und auch für den Zuschnitt als wissenschaftlich geltender Beschäftigung mit Sprache ist aber vielleicht die scheinbar relativ technische Auseinandersetzung um Lautung, Buchstabenschrift und Orthographien, die um diese Zeit neuen Schwung bekommt, noch signifikanter, da weniger von inhaltlichen Vorgaben geprägt.

Durchaus gängig ist die von Carl Philipp Moritz ausformulierte Ansicht:

Was nun die Sache betrifft, so bemerken wir, daß die kleinsten Bestandteile der menschlichen Rede die einzelnen Töne sind, welche durch die Buchstaben im Alphabet bezeichnet werden. (Moritz 1793: 101)

Ja, mehr noch, der Korrelation zwischen den Schriftzeichen und den Lauten wird eine gewisse Natürlichkeit zugeschrieben, sie signalisiere einerseits artikulatorische Gegebenheiten, andererseits grundlegende Ausdrucksmöglichkeiten:

Die Ursache dafür, warum die ursprünglichen Buchstaben eher durch dieses als durch ein anderes Zeichen dargestellt wurden, scheint mir nicht im Belieben ihres Erfinders zu liegen, sondern sie muß vielmehr in der Natur des Sprechens selbst aufgesucht werden. Denn wie im Ton, gibt es auch in der Form des Tones ein natürliches Element, das jenem großen Zergliederer der Natur, der der Urvater der Buchstabenschrift war, nicht entgehen konnte. Dieselbe Natur, die ihm die Unterscheidung von Vokalen und Konsonanten und deren verschiedene Arten lieferte, mußte ihm gleichzeitig sofort auch deren Gestaltung zeigen, auf wieviel verschiedene Arten und mit Hilfe welcher Instrumente die einzelnen Laute vom menschlichen Mund erzeugt werden. (Wachter 1752: 211)

Spuren dieser natürlichen Korrelation sind noch wiederzufinden in den „unkultivierteren“ Formen der Sprache:

Könnten wir uns eine Büchersprache, sowohl aus allen Mundarten Deutschlands, als aus den veralteten Wörtern bilden, wo die kraftvollsten edelsten und bedeutendsten Ausdrücke gewiß noch verborgen liegen, so wäre vielleicht kein Buchstabe, kein einzelner Laut in unserer Sprache unzweckmäßig und gedankenleer, und man würde dann mit wenigen Worten einen Strom von Gedanken erschöpfen können, da man jetzt oft den Gedanken erst in einem Strome von Wörtern ersäufen muß, ehe man ihn nur einigermaßen zum Vorschein bringen kann. (Moritz 1793: 107)

Ganz deutlich scheinen hier die Forderungen und Ziele durch, die Gottfried Wilhelm Leibniz im Hinblick auf die lexikalische Erfassung des Deutschen formuliert:

Nur wäre freilich hierunter ein großer Unterschied zu machen, mithin was durchgehends in Schriften und Reden wackerer Leute üblich, von den Kunst- und Landwörtern, auch fremden und veralteten zu unterscheiden.⁷

⁷⁾ Leibniz (1717) nach Arens (1969: 102).

Dieser Anstoß, Kraft auch aus der Verschiedenheit zu schöpfen, und gerade im Ältesten das Natürlichste zu finden, war für das ganze 18. Jahrhundert außerordentlich folgenreich. Bei Leibniz selbst sind diese Vorstellungen ja verbunden mit universalsprachlichen Ideen, die orthographisch wohl schon damit beginnen, daß er eine Translitterierung aller Sprachen in das lateinische Alphabet vorschlägt.⁸ Hierzu gibt es dann vor allem im Gefolge Johann Gottfried Herders und auf dem Wege zu Humboldt deutlich andere Ansichten. Man kann in dieser Hinsicht nach den verschiedensten Wurzeln suchen, einzig ist man sich offenbar in der Bemühung, die Unzulänglichkeit der herkömmlichen Schreibungen in der einen oder anderen Weise zu transzendieren. Die verschiedensten Ursprachelehren ließen sich hier nennen, die im Idealfall auf eine unmittelbare Signalisierung der in einheitliche Teile zerlegten Bedeutung zielten, für uns sind aber vielleicht lautschriftliche Ansätze wichtiger, weil man sie mit Hoffnung auf ein Ergebnis daraufhin befragen kann, was mit ihnen geschieht, wenn sich anfangs des 19. Jahrhunderts das wissenschaftliche Interesse an Fragen der Sprache ganz grundsätzlich ändert. Diese eher phonetischen Ansätze zur Verbesserung der Schreibung und der Errichtung einer verlässlichen Rechtschreibregelung stehen selbst schon in einem Kräftefeld wissenschaftlicher und praktischer Interessen, dessen analytische Durchdringung gleichzeitig offenbar kaum möglich ist.

In einem gewissen Entwicklungsstadium werden die Denkgewohnheiten und Normen als selbstverständlich, als einzig möglich empfunden, als das, worüber nicht weiter nachgedacht werden kann. (Fleck [1935] 1980: 140)

In der richtigen Überzeugung, sich jeweils mit wesentlichen Aspekten des Problems zu beschäftigen, können auch Widersprüchlichkeiten ausgeblendet werden. Das geschieht nicht zuletzt dadurch, daß man sich in einer Tradition wiederfindet, die bestimmte Präideen als wichtig für das zu behandelnde Problem angesetzt hat, wobei zumindest in der konkreten Arbeit ausgeblendet werden kann, daß eine neue Konstellation scheinbar schon immer vorhandener Faktoren ihre eigene Welt schafft. Dies soll nun am Beispiel der Diskussion um eine angemessene orthographische Regelung für das Deutsche zum Ende des 18. Jahrhunderts gezeigt werden. Natürlich soll und kann hier nicht auf die gesammelte Diskussion eingegangen werden, es werden vielmehr in exemplarischer Weise zwei Autoren konfrontiert, an deren Argumentation in vielleicht besonders deutlicher Weise sichtbar wird, daß einerseits jede Äußerung das Produkt dessen ist, daß ihr Verfasser in verschiedensten geistigen Kollektivwelten oder „Denkstilen“ lebt, und wie diese Unübersichtlichkeit der Verhältnisse der Grund dafür ist, daß sich durch eine Art wissenschaftlicher Revolution Grundsätzliches ändern kann, ohne daß alle Bestandteile des bisherigen Wissens völlig abgeworfen werden müßten.

Im großen und ganzen beruhen die Überlegungen zu dieser Frage bei den Autoren, die an der konkreten Sprachbeschreibung interessiert sind, einerseits

8) Zu diesen und ähnlichen Konzepten s. die erhellende Übersicht in Eco (1994)

auf einem Unbehagen an bisher getroffenen orthographischen Vereinbarungen, und andererseits an dem Ungenügen daran, die in Frage stehenden Sachverhalte nicht genau genug beschreiben zu können. Führt das eine zu einem generellen Raisonement über die Probleme einer angemessenen Schreibung des Deutschen nach den lateinischen Vorgaben oder zur Diskussion der Frage, ob eine angemessene Varietät des Deutschen verschriftlicht worden sei, so führt das andere hin zu dem generellen Versuch, die erkennbaren lautlichen Unterschiede aufzuzeichnen. Der Status dieser Aufzeichnungen kann ganz unterschiedlich sein, nicht immer wissen die Autoren selbst, was sie hier tun. So haben vor allem die Parteien, die sich als Verlierer der Einigung auf eine ost-mitteldeutsch basierte Schreibung fühlen, eine gewisse Tendenz, die letzten beiden Punkte zu vermischen. Bei Leuten, die vom Vorzug der von ihnen vertretenen regionalen Varietäten fest überzeugt sind, führt das gelegentlich zu merkwürdigen Verdrehungen. Als Exempel dafür mag der Schwabe Johann Nast stehen; er ist Anhänger des leicht exzentrischen Friedrich Carl Fulda, der ja Wahrheit und Ursprünglichkeit auch schon häufig bei den Schwaben sieht und ebenfalls ein entschiedener Verfechter einer auch orthographischen Wiedergabe der schwäbischen Eigenheiten ist, die das Recht des Alters für sich hätten.⁹ Das ergibt eine Diskussion von Problemen, die für eine historische Dialektologie von hohem Interesse sind. So will Nast gerade die e-Laute und die entsprechenden Diphthonge orthographisch differenziert wissen, deren Aussprache auch heute noch selbst im Standarddeutschen den Schwaben erkennen läßt.

Wir haben zwei e, das nidere (der Franzosen e ouvert) das wie ä klingt, und das man in der Wörtern: leben, lesen, Leber. Leder hört, und das hohe (der Franzosen e fermé) das man in den Wörtern. Hebel, beben, legen hört. Ungeachtet diser verschiedenen Aussprache haben wir uns doch bisher mit dem einzelnen e ohne Unterscheidungs-Zeichen, wie die Römer. beholfen. Die Griechen machten es besser, und unterschieden beiderlei e durch die zwen Buchstaben „h“ und „e“. Die Franzosen behielten zwar die Figur e, aber mit verschiedner Bezeichnung. Disen vernünftigen Vorgängen müssen auch wir folgen. Ich schlage daher vor, das nidere e folgender maßen zu bezeichnen: lèben, lèsen, Lèber, Lèder. Das hohe e bedarf keiner Zeichnung, denn eben dadurch, daß es keine hat, wird es vom nidern unterschieden. Wollte man diese Zeichnung für überflüssig halten, so wäre sie doch da nötig, wo dadurch die wahre Aussprache, wenn sie zweifelhaft ist, angedeutet, oder Misverstand verhütet wird. (Nast 1805: 3)

Ganz offenkundig ist hier in der Begeisterung über die erreichte Genauigkeit vergessen worden, was eine Orthographie eigentlich ist, nämlich nicht eine möglichst lautgerechte Umschreibung alles dessen, was man in der Aussprache der verschiedenen Regionen hören kann, sondern eine normative Regulierung, die bei aller Digitalisierung von Informationen, wie sie die Beschränkung auf die geringe Buchstabenanzahl zuläßt, ein Mittel der Schriftsprachlichkeit ist, das unter anderem gerade dazu dient, die vorhandenen Un-

⁹ Für Fuldas Überlegungen im einzelnen s. Eichinger (1994).

terschiede der Aussprache in der schriftlichen Normform aufzuheben. Nicht viel mehr sagt ja auch der Satz, das Hauptprinzip der sich in dieser Zeit langsam stabilisierenden Orthographie sei das phonologische, nicht das phonetische Prinzip. Dennoch legte es vielleicht die neuaufgekommene Überlegung zum Ursprung der menschlichen Sprache, wie sie Herder vorgetragen hatte, nahe, die Buchstabenschrift für die Abbildung der unmittelbar bedeutsamen Laute zu halten. Das ist eigentlich für aufklärerische Verhältnisse eine ziemlich romantische Idee. Die Tendenz zur Lautschriftlichkeit schlägt hohe Wogen, gerade die Süddeutschen lieben dieses Argument besonders, da das Spektrum ihrer gesprochenen Varietäten nicht so weit von einer unmittelbaren Lektüre der in der Schrift niedergelegten Lauttypen entfernt war, daß sie gar nichts mehr damit zu tun hätten, und andererseits doch nicht so nahe an dem obersächsischen Typ von Signalisierung, daß man sich ohne Anstoß damit hätte einverstanden erklären können. Neben der in dieser Hinsicht vieldiskutierten Orthographie von Mázke sei hier nur auch auf Popowitschens Versuche verwiesen, die Schrift lautgenauer zu machen.¹⁰

3. Der neutrale Norddeutsche

Auch die Sprecher des Deutschen, deren Aussprachebasis nicht durch eine hochdeutsche gesprochene Varietät präformiert sind, waren mit der mitteldeutschen Vorprägung, der entsprechenden Laut-Buchstaben-Kombination, nicht unmittelbar einverstanden, konnten Sie doch in gewissem Umfang als neutrale Außenseiter gelten. Sie fanden nicht zuletzt ein Diskussionsforum in der in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eingerichteten Deputation für die deutsche Sprache, die bei der Berliner Akademie der Wissenschaften eingerichtet wurde – eine Leibnizsche Spätfolge. Hartmut Schmidt, der die entsprechende Diskussion im Organ dieser Deputation, der Berlinischen Monatsschrift beschrieben hat, zitiert aus einem Aufsatz von Samuel Johann Ernst Stosch eine Stelle, die so direkt das Problem benennt, daß sie hier in Auschnitten wiedergegeben sei. Stosch räsoniert zunächst darüber, daß Schreibung jünger sei als gesprochene Sprache, so daß man im Ursprung Schreiben als den Versuch verstehen könne, die Laute einer Sprache angemessen wiederzugeben.

[...] so will man aus diesem Grunde dieses zur ersten Regel der Rechtschreibung machen: Schreib wie du sprichst, und sie würde in der Tat vollkommen gültig sein, wenn wir durch die Schrift bloß die Laute unserer Mundart oder die Aussprache unserer Provinz wollten vorstellig machen, die wir von unseren Müttern und Ammen gelernt haben. (Stosch zit. nach Schmidt 1988: 507)

Seit der Zeit des Buchdrucks und des zunehmenden Gebrauchs des Deutschen durch die Gelehrten aber müsse man die richtige Aussprache von der Schrift ablesen. Das ist nun zweifellos wiederum zu kurz gedacht, für Sto-

¹⁰⁾ Vgl. dazu die Arbeit von Faninger (1993).

schens Zwecke aber hinreichend, da es ihm immerhin zu Recht zu resumieren erlaubt:

Da wir nun diese hochdeutsche Sprache nicht von unsern Müttern oder Wärterinnen, sondern aus den Büchern richtig sprechen lernen, so scheint mir diese Regel: Schreib wie du sprichst, im Hochdeutschen wirklich falsch zu sein.

(Stosch zit. nach Schmidt 1988: 507)

Trotz der scheinbar von der einzelnen Region abgehobenen Diskussion handelt es sich hier erkennbar um einen märkisch-berlinischen Beitrag, der den von Adelung repräsentierten Anspruch des Obersächsischen in seiner Berechtigung bestritt. In dieser Diskussion und auch in der genannten Akademie-Deputation spielt ein Mann eine Rolle, dessen sprachwissenschaftliche Bedeutung nach wie vor in recht einseitigem Licht erscheint. Gemeint ist Carl Philipp Moritz, der ja seit Anfang seiner sprachwissenschaftlichen Publikationen auf die Zusammenhänge zwischen regionaler Bindung und Hochsprachlichkeit Wert legt. Nicht nur seine wissenschaftliche Diskussion dieser Probleme – worauf zurückzukommen sein wird –, auch seine eigene Praxis spiegelt in hübscher Weise das Dilemma, in dem selbst gebildete Sprecher der Zeit stecken, nämlich daß die Schriftsprache noch kein so allgemeines Gut ist, daß ihre Übertragung auf die Mündlichkeit schon fehlerfrei gelingen könnte.

Moritz veröffentlicht im Jahre 1790 ein kleines Werk, das aus heutiger Sicht einer marginalen Textsorte angehört, sein *Neues ABC-Buch, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält*, in dem eine Reihe von Bildern vorkommen, deren Objekte mit Wörtern bezeichnet werden, die nacheinander das ganze Alphabet ergeben: Reime, die diese Wörter enthalten, stehen unter den jeweiligen Bildern. Der Typus dieser Darstellung verweist auf die *Orbis-pictus*-Tradition ebenso wie auf die spätere Entwicklung der Emblematik, v.a. im bürgerlich-holländischen Entwicklungsstrang.¹¹ Die pädagogisch gesinnte deutsche Spätaufklärung entwickelt solche Textsorten weiter, auch in Auseinandersetzung mit der neuen Illustrationstradition der Diderot-d'Alembertschen Enzyklopädie.¹² Das bekannteste Exemplar des Musters ABC-Büchlein aus dieser Phase der deutschen Aufklärung ist wohl das *Campes*. Carl Philipp Moritz entwickelt im Umfeld seiner Kinderlogik ein ganz eigenständiges Konzept davon, wie das Lernen mit der sinnlichen Wahrnehmung der Sachen und ihrer wortsprachlichen Vermittlung zusammenhänge: dies schlägt sich unter anderem in seinem ABC-Büchlein nieder. Die Reihenfolge der gezeigten Objekte und Zusammenhänge ist von der Hierarchie der Sinne vorgeformt. Es ist für die Zeit nicht überraschend, daß diese Reihenfolge mit dem „Gesicht“ beginnt, um über Gehör, Geruch und Geschmack beim Gefühl anzulangen.¹³ Das Auge ist es, das uns hierbei im Buchstaben A entgegentritt, allerdings in einer Weise, die sich als eine signifikante Modifi-

11) S. dazu Eichinger (1983; 1993b)

12) S. dazu Barthes (1989 [1964]).

13) Zu dieser Hierarchie der Sinne vgl. Gessinger (1994); auch Eichinger (1993b).

kation der aus der emblematischen Tradition bekannten Verwendung dieses Verweises verstehen läßt: ist doch das Auge der Emblematik gerne auf das Ziel des Heiles gerichtet. In genau diesem Sinne ist das Moritzsche Auge auf das unter dem Buchstaben B folgende Buch niedergeschlagen. Die Fähigkeit zum Lesen, zum Lernen aus dem Buch, macht das aufgeklärte Individuum aus. Es geht also auch nicht um das Auge und um das Buch als Gegenstände, sondern als signifikante Elemente der ausgezeichneten Lernhandlung des Lesens, das logischerweise der Alphabetisierung bedarf. Darum ist es ja wohl auch ein „neues“ ABC-Buch, das Neue ist die sinnenorientierte Art der Anleitung zum Denken. Es ist das also eine Textstelle, die den Kulturtechniken des Lesens und dann a fortiori des geordneten Schreibens und Druckens eine wichtige Stellung einräumt — zudem eine Stelle, die sich qua Textsorte an den einzuübenden Leser wendet, der zweifellos nicht verunsichert werden soll. Daher ist leicht irritierend, aber auf jeden Fall interpretierbar, daß sich in den gereimten Subskriptionen ein Reim findet, der eine regionale Sprechweise repräsentiert, sie allerdings eben nicht phonetisch, sondern orthographisch wiedergibt (Moritz 1790; s. Eichinger 1993b: 443):



Buch und klug reimen sich eben nur in bestimmten Gegenden.

Wie wir oben schon gesehen haben, sind ja gerade norddeutsche Autoren – und Moritz stammt ja sprachlich aus der Gegend von Hannover – nicht mit der orthoepischen Normsetzung einverstanden, man habe so zu sprechen, wie das der gebildete Obersachse tue, um mich hier an eine Gottschedsche Formulierung anzulehnen: Dies sei vielmehr eine Bevorzugung unangemessen süd-deutscher Varianten. Moritz würde sich wohl dem oben zitierten Plädoyer einer Sprache nach der Schrift anschließen, rechnet aber in seiner eigenen grammatisch-orthographischen Praxis offenkundig mit regional geprägten Sprechern, bzw. andersherum auch mit einer durch den Gebrauch erfolgten Verderbnis der ehemals einfachen Beziehung zwischen Laut und Buchstabe. So findet sich in Moritzens entsprechenden grammatischen Ausführungen so manches Merkmal einer nördlichen Lesart. Mit dem unreinen Reim des Beispiels ist ein signifikanter Bereich angesprochen, nämlich der der lautlichen Entsprechung der Grapheme b und p, d und t, g und k und Verwandtes. Auffällig ist schon, daß Moritz in einer seiner zusammenfassenden grammatischen Darstellungen das entsprechende Kapitel folgendermaßen betitelt:

Der Unterschied des b und p. d und t, g und ch. s und ß am Ende der Wörter
(Moritz 1793: 8)

G und ch, das sind ja eigentlich gar nicht die Buchstaben, die in die Reihe der anderen Beispiele passen: erwarten sollte man ja das g und das k. Schon dieser systematische Irrtum verweist darauf, daß der Norddeutsche Moritz selbst nicht frei ist von einer gewissen Verwirrung zwischen Orthographie und Aussprache, von der er hier sprechen will. Moritzens sprachwissenschaftliche Arbeiten beginnen ja mit verschiedenen Überlegungen zum „märkischen Dialekt“, die in der einen oder anderen Weise in praktisch alle seine sprachwissenschaftlichen Behandlungen eingegangen sind. In all diesen Behandlungen stellt die Aussprache der Schriftzeichen <g> und <k> als Reibelaut das Schibboleth einer „niedersächsischen“ gegen eine „obersächsische“ Aussprache dar. Die niedersächsische Variante habe gegenüber der normierten Schreibung ihr eigenes Normrecht, da sie im Sinne der oben angedeuteten Argumentation viel weniger von Regionalismen angekränkt sei, die unmittelbar aus dem Systemumfeld der geschriebenen Sprache stammten. Wiewohl Moritzens Argumentation an diesen Stellen durchaus nicht unreflektiert ist, kann man doch feststellen, wie die eigene Position und Beurteilungsfähigkeit eingeschränkt ist durch den eigenen „norddeutschen“ Erfahrungsbereich. Das belegt auch die folgende Bemerkung aus seinem Rechtschreibungsbuch (Moritz 1784: 22):

In den Wörtern flugs und Weg pflegt man auch das g wie k auszusprechen; allein es scheint doch immer wohlklingender zu sein, Wej, als Wek, zu lesen.

(Moritz 1784: 24).

Man muß annehmen, daß durch die Schreibung *Wej* eine Art Reibelautrealisierung gemeint sein soll: [ve:x] oder [ve:j]. Die Realisierung des <g> als [j] in den verschiedensten Positionen ist ja auch heute noch ein Standardmerkmal des

Berlinischen, im Auslaut wird es offenbar durchgehend als [x] realisiert, in einer Art Übergeneralisierung der Aussprache nach vorderen hohen Vokalen.¹⁴ Nun muß man allerdings sehen, daß selbst diese Unsicherheiten in der Norm einer überregionalen Lautung nicht verhindern, daß Moritz die Gesetzmäßigkeiten der Schreibung des Hochdeutschen als eine davon getrennte Frage betrachtet. In all seinen einschlägigen Werken gibt er an den entsprechenden Stellen nur mögliche Korrelationen zwischen Schreibung und Aussprache. Und er macht, wie andere Norddeutsche klar, daß auch die obersächsische Aussprache gegenüber der Schreibnorm entsprechende Übersetzungsregeln bräuchte. Moritz plädiert also für eine Orthographie, die eben nicht eine Lautschrift oder ein solch einer Transliteration verwandtes System darstellt, sondern die einheitliche Schreibung neben all den gesprochenen Varietäten eines gebildeten Deutsch sicherte: die Orthographie einer Schriftsprache also.

4. Verwirrung im Süden

Wie oben die ersten Hinweise schon zeigen, steht der Süden hier in einem größeren Dilemma, sieht er sich doch in ganz anderer Weise von der mitteldeutschen Norm überrollt. Im Gegensatz zum niedersächsischen und auch zum Berlinischen Raum, die ja nach der Aufgabe des Niederdeutschen als Schriftsprache zum Hochdeutschen übergegangen waren, kämpfen Vertreter oberdeutscher Positionen für oberdeutsche Eigenheiten. Und zwar mit mehreren Argumenten: zum einen wird das Argument der Anziennität herangezogen, die oberdeutsche Varianten vor mitteldeutschen auszeichneten, zum anderen werden sprachenpolitische Gründe herbeigebracht, die im Gefolge Leibnizscher Gedanken auf den Wert hinweisen, den die regionalen Varietäten des Deutschen gegenüber der leicht blutleeren Hochsprache darstellten. In diesen Typen von Auseinandersetzungen bietet es sich natürlich an, die in den Orthographien trotz ihrer offenkundigen Zirkelhaftigkeit immer wieder aufgeführte Regel, man solle schreiben, wie man als gebildeter Mensch spreche, im Sinne einer spezifisch süddeutschen Gebildetheit zu verstehen, und von daher zu schließen, die Schreibung müsse diesen Tatbeständen Rechnung tragen. Ein herausragendes, da aufgrund der Jugend des später berühmten Verfassers relativ naive Positionen vertretendes Traktat dieser Richtung finden wir in Johann Andreas Schmellers „ABC-Büchlein“ vor. Erhitzt von den Ideen der Münchner Aufklärung seines etwas heftigen Lehrers Kajetan Weillers und als Kind genau seiner Zeit zugetan den pädagogischen Neigungen des Jahrzehnts, will der die Schule verlassende Gymnasiast sein Heil in einer pestalozzianisch geprägten pädagogischen Schrift suchen, die ihm dann im Gewirr der Einflüsse aber zu etwas ganz anderem gerät. Das Gewirr der Einflüsse, das ist neben der genannten pädagogischen Tradition der ABC-Büchlein die Leibnizsche Tradition der Beschäftigung mit regionalen Sprachformen, die gerade im Schwange

¹⁴) Vgl. Eichinger (1991: 228-229).

befindliche Diskussion von Orthographien und ihrem Verhältnis zu einer Lautschrift, das nicht zuletzt durch Herder angestoßen war. Diese Gedanken vermischten sich zudem mit den da wie dort aufkommenden Gedanken zu idealen oder universalen Alphabeten.¹⁵ Die Schmellersche Jugendschrift gibt gerade in ihrer naiven Unausgeglichenheit ein gutes Bild der zu diesem Bereich im süd-deutsch-aufklärerischen Diskurs umlaufenden Gedanken. Wir finden den jungen Schmeller, der nach seinem Platz im Leben sucht, mitten in einem pädagogischen Zeitalter, von daher die Begeisterung für Pestalozzi, von daher aber auch die Neigung zum Schriftunterricht, hatte man doch gespottet, daß zu dieser Zeit jeder, der gerade nichts besseres zu tun gehabt habe, eine Orthographielehre geschrieben habe. Das Schreiben, die Beherrschung seiner Regeln ist für Schmeller, der ja aus außerordentlich einfachen Verhältnissen stammt, eines der Mittel, die zu gesellschaftlicher Anerkennung führen. Daneben sieht er in der gleichzeitigen Diskussion Ansatzpunkte dafür, die Volkssprachen als den ehrwürdigen Grund der Sprachen überhaupt anzusehen.

In dieser Konstellation von Denkströmungen, deren Widersprüchlichkeit dem Autor offenkundig nicht zu Bewußtsein kommt, spielt nun die Verbesserung der Orthographie eine systematisch wie sozialpsychologisch wichtige Rolle. In systematischer Hinsicht schließt sich Schmeller damit an die Denkstile an, die eine Verbesserung der Kommunikation über ihre Universalisierung erreichen wollen: die Buchstabenschrift als neutraler Passepartout. Ebenso offenkundig ist aber, daß diese Idee dem Zirkel der in den Orthographielehren gesetzten ersten Regel verfällt, die eben die Aussprache zum leitenden Prinzip der Schreibung machen. Sofern die gültige Orthographie nicht in der Lage ist, sich solcherart der Aussprache anzupassen, hält Schmeller das für das Relikt einer unvollkommenen, rohen Ausgestaltung des Systems, auch vielleicht für den Rest von Schreibungen, die früheren Urlauten entsprechen — hier ist die Nähe zu den Universalschriften deutlich. An keiner Stelle wird sichtbar, daß Schmeller darüber nachgedacht hätte, wie die verständnissichernde Wirkung einer über den Aussprachebesonderheiten stehenden Schreibung gesichert werden solle. Das zeigt, daß Schmeller zwar das Bewußtsein hat, im Kontext von Orthographielehren zu schreiben, tatsächlich aber von zwei gleichzeitigen anderen Strömungen in einer Weise geprägt ist, daß ihn das letztlich in Attraktion zu einem neuen Modell wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache bringt. Die beiden Einflüsse lassen sich aus einer universalgrammatischen Atmosphäre der Zeit herausdestillieren: es handelt sich einerseits um Ursprachelehren, die nicht zuletzt die ursprüngliche Natürlichkeit der Zuordnung der Buchstaben betonten, andererseits um stärker praktisch orientierte Arbeiten, die eine einheitliche Buchstaben-Schreibung für möglichst alle Sprachen der Welt anstrebten.

Schmeller selbst schließt sich einigermaßen explizit an die zweite Tradition an, die er als einen praktischen Schritt zur Universalisierung der sprachlichen

¹⁵⁾ Vgl. dazu die entsprechenden Partien in Eco (1994).

Welt ansieht. Sein Ziel ist also die Entwicklung einer universalen Schrift, die für alle Sprachen der Welt geeignet wäre, und er sieht diese Vereinheitlichung der Schreibung nur als einen ersten Schritt hin zu einer Universalsprache an. Durch die in solch einem Konzept angestrebte Einheitlichkeit sieht er die Gleichheit der aufgeklärten Menschen gesichert. Man sieht, daß hier die Überlegungen zu einem phonetisch-universalen Alphabet verschwimmen mit Anregungen zu einer philosophischen Universalsprache, wie wir sie etwa von Leibniz her kennen, ohne daß dem Autor ganz klar wäre, daß diese Gedankengänge zu unterschiedlichen Denkstilen gehören. Explizit spricht aus Schmeller der rationale Vereinheitlicher — 1803 ganz im Einklang mit der in Bayern herrschenden politischen Meinung. Präsumptiv wendet er sich gegen mögliche Kritiker seiner Position, die als „Patriotische[n] Menschenfeinde“ ([1803] 1965: 23) apostrophiert werden:

Wie würdet ihr erst eine, wenn gleich von der ganzen übrigen Welt gewünschte sich erhebende Universalsprache bekriegen, „da schon die Einführung eines Universalalphabets eure Galle so sehr erhebt.“ (Schmeller [1803] 1965: 23)

Der Beschreibung solch eines Universalalphabets ist der zentrale Teil der Jugendschrift des späteren Dialektologen gewidmet: es geht darum, die Buchstaben als „Figuren als Zeichen der Töne als Zeichen der Dinge“ ([1803] 1965: 20) zu beschreiben. Damit wird eine natürliche Basierung und eine Vereinheitlichung der Schreibung angestrebt, die jedem das gleiche Recht an der Schreibung sichern soll, da sie jeweils von der Aussprache her ableitbar wäre. Das ist die ferne oder doch recht abstrakte Verbindung zu den Tendenzen der Aufklärungspädagogik, der sich Schmeller zurechnet. Daß er selbst seine Schrift in diesem Rahmen sieht, läßt sich an den biographischen Tatsachen ablesen, die uns Schmeller selbst in seinem Tagebuch mitteilt. Er hält nämlich seine Schrift für einen Ausweis, für eine Arbeit bei Pestalozzi, den er in der Schweiz besucht, geeignet zu sein. Das heißt, für sein Bewußtsein ist der Unterschied uns heute als ganz verschieden erscheinender Denkstile leicht miteinander zu vereinbaren.

5. Der Übergang in die neue Wissenschaft des 19. Jahrhunderts

5.1 *Der materiale Anschluß*

Im Unterschied zu Carl Philipp Moritz, im Gegensatz aber auch zu den anderen Autoren, die oben erwähnt wurden, haben wir bei Johann Andreas Schmeller, der ja seinen Platz unter den Gründervätern der 19jahrhundertlichen Germanistik einnehmen wird, die Gelegenheit zu sehen, was aus den Argumenten des 18. Jahrhunderts im Hauptstrom der professionalisierten Wissenschaft des 19. Jahrhunderts wird. Und nicht nur, was daraus wird, sondern auch, wie man aus dem einen in das andere System gelangt. Ungefähr 15 Jahre später finden wir bei ihm wesentliche Elemente der Diskussion von 1803, nicht zuletzt auch ganz ähnliche Mittel der wissenschaftlichen Beschreibung.

die sich aber, wie es scheint bruchlos, an ein von neuen Interessen geleitetes System von Wissenschaft angepaßt haben. Es gibt also eine Art Kontinuität von Systembestandteilen, ohne daß die leitende Idee des neuen Systems und sei es auch nur latent, auch schon vorhanden gewesen wäre. Das ist ein Bild vom Wandel bestimmter Systeme durch Adaptation, das versucht, das Verhältnis von Kontinuität und Kontingenz genauer zu fassen, als das in Modellen vom Typ des Kuhn'schen Paradigmenwechsels möglich ist.¹⁶

5.2 Von einem System zum anderen

Tatsächlich gibt es neuerdings in einer Vielzahl von Überlegungen zum Systemwandel Modelle, die sich vorgenommen haben, den in unserem praktischen Fall angedeuteten komplexeren Fall von Übergang angemessen nachzuzeichnen. Insofern sich die Wissenschaftsgeschichte nicht als das Ergebnis von intentional auf dieses Ziel gerichtetem Handeln erklären läßt, kann man sie als ein System verstehen, das von sich verändernden Umgebungsbedingungen zur Adaptation angehalten wird. Dabei kommt es in kritischen Phasen – die wir aber nur so recht erkennen, wenn wir ex post zurückblicken – zu einer plötzlichen Umorientierung, einem Sprung, der die Dinge in einen Zusammenhang stellt, in dem sie noch nicht gesehen worden waren. In unserem historischen Fall zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind das jene plötzlichen Veränderungen, die uns dazu bringen, von da an von einer wissenschaftlichen Betrachtung der Sprache im modernen Sinne zu sprechen. In den bisherigen Ausführungen wurde sichtbar, daß sich in dem zeitlichen Raum kurz vor jenem Umsprung die Kraft eines eindeutig strukturierenden Denkstils erschöpft hat, so daß eine breite Zone von Unordnung entsteht, aus der sich durch äußere Einflüsse, zu denen nicht zuletzt die Leistungen herausragender Persönlichkeiten gehören, neue Ordnungsschemata herausbilden. Das neue System grenzt sich zweifellos anders von der Umwelt ab, das heißt, neue „Attraktoren“ (s. Cramer 1994: 101 ff.) organisieren zum Teil die Bestandteile, die auch in den alten herrschenden Denkstilen und in der Phase der Verwirrung eine Rolle gespielt haben, neu, andere Elemente werden als kontingent nunmehr anderen Systemen oder Systemteilen zugeordnet. Das ist auch der Grund dafür, daß man auf der Suche nach Vorgängern so häufig fündig wird, bezieht man sich doch auf Elemente ohne den dazugehörigen Systemzusammenhang; daher sagen solche Bezüge zunächst für ein heutiges wissenschaftliches Modell nicht allzuviel aus. Und auch umgekehrt gilt: die Stelle, an der ich heute ein bestimmtes Systemelement finde, das ich in früheren Phasen wiedererkenne,

¹⁶⁾ „Die diachrone Betrachtungsweise der Wissenschaft, wie sie im Anschluß an Thomas Kuhn's epochemachendes Werk üblich geworden ist, hat das Gewicht in erster Linie auf die Bruchzonen der Umgestaltung gelegt. Das führte aber in vielen Fällen zu einer verfälschenden Simplifizierung der wissenschaftsgeschichtlichen Situation, die radikale Verschiebungen im Deutungsspektrum der theoretischen Terme suggerierte; die in Wahrheit gar nicht existierten“ (Kantschneider 1993: 48)

spricht nicht unbedingt von seiner vergangenen Geltung.¹⁷ Hier wird jenes Problem ganz deutlich, daß wir als Wissenschaftshistoriker in der Folgekette dieser Prozesse der Anverwandlung stehen und daher dazu tendieren, die in der Zwischenzeit an Punkten eines solchen Umsprungs erfolgte Wahl eines bestimmten Ordnungsprinzips als „natürlich“ anzusehen. Die Wissenschafts-Historiographie muß dagegen die möglichen Alternativen im Auge behalten, die in den Phasen vor dem Sprung in das neue System, den Phasen der „Unordnung“ oder der „kritischen Fluktuation“ auch angelegt sind; erst dann kann man die Leistung der reflexiven Weiterentwicklung des Systems durch seine Subjekte, vor allem auch die Ideensprünge leitender Individuen, angemessen würdigen.¹⁸

Die nachträgliche Bereinigung historischer Prozesse durch ihre Interpreten verdeckt die Instabilitätspunkte, statt sie hervorzuheben. Hermann Haken, der versucht hat, seine Erkenntnisse auch auf die Analyse von Revolutionen und ähnlicher Vorgänge historischer Systemveränderung anzuwenden, sagt in bezug auf die Prognose solcher Ereignisse: 'Wie wir immer wieder an den einzelnen Beispielen der Synergetik erkennen konnten, ist die weitere Entwicklung eines Systems an seinen Instabilitätspunkten oft nicht mehr eindeutig voraussagbar. Hier können bereits kleine Fluktuationen den entscheidenden Ausschlag geben'. Das gilt entsprechend nicht nur für die Zukunftsprognose, sondern auch für die Analyse vergangener Entscheidungen, deren Konsequenzen bekannt sind. Hier neigt man dazu, die 'kritische Fluktuation' zu übersehen und die Richtung des Symmetriebruchs für notwendig zu halten. (Rothermund 1994: 60-61)

Wichtig ist dabei, daß solch eine Art von Interpretation, wie sie auch hier vorgeschlagen wird, Diskontinuitäten nicht weginterpretiert. Viele Elemente, die Bestandteile historisch aufeinander folgender Phasen von Systemen darstellen, haben eine Doppelfunktion, wobei erst im Systemzusammenhang klar wird, welche Funktion gemeint ist.¹⁹

17) Diese Überlegungen zum Wandel von Systemen, die weder naturwüchsig noch Artefakte sind, haben natürlich Konsequenzen für die theoretischen und methodologischen Grundlagen einer Historiographie der Linguistik. In diesem Licht erscheint die Gegenüberstellung von Methoden und Personen, die sich um den Stellenwert bestimmter Elemente in vergangenen Systemen kümmern und jenen, die die Geschichten, die Zusammenhänge bis heute hin erzählen, eine unnatürliche Trennung; das wird vielleicht an knappen Ausführungen wie Mackert (1993) noch deutlicher sichtbar als an einer umfänglichen Diskussion (s. Eichinger 1995a: 32). Eine ausführliche und ausgewogene Diskussion der hier einschlägigen Punkte (etwa der Frage nach der „besten Geschichte“ in einem narrativen Konzept) aus Sicht des Allgmeinhistorikers findet sich bei Rothermund (1994: 163 ff.).

18) Vgl. was Rothermund (1994: 197 ff.) zu George Soros' Konzept der „reflexiven Interaktion“ sagt.

19) Vermutlich ist ohnehin erkennbar, auf welche Konzepte und Autoren sich diese Andeutungen beziehen. Da ist die in Deutschland vor allem mit dem Namen Niklas Luhmanns verbundene Systemtheorie, die unter anderem mit dem Namen von Rupert Riedl verbundene evolutionäre Erkenntnistheorie, die Chaos-Theorie, die mir von Friedrich Cramer nahegebracht wurde, zudem allgemeine Theorien komplexer adaptiver Systeme (vgl. etwa Kanitscheider 1993). Die Bedeutung solcher Theorien des Wandels für die Geschichtsschreibung legt neuerdings Rothermund (1994) ausführlich dar.

5.3 Schmellers Weg aus der Unordnung

Im ersten Teil dieses Beitrags sollte dargestellt werden, daß die Frage der Schreibung des Deutschen gegen Ende des 18. Jahrhunderts in eine Phase wissenschaftlicher Unordnung geraten war, in dem auch den verschiedenen Autoren, die sich an der Diskussion dieser Frage beteiligten, nicht ganz klar ist, was als ein Datum für die Behandlung der Schreibung in ihrem wissenschaftlichen Muster gelten sollte, und welche Argumente als gerechtfertigt angesehen werden könnten. Dabei verwirrt sich die Diskussion dadurch, daß Fakten und Argumentationen gemeinsam benutzt werden, die vorher unterschiedlichen Subsystemen zugeordnet gewesen waren. Die benutzten Argumente stammen zum Beispiel aus den Bereichen „Normierung der Schreibung“ und „angemessene (universale) schriftliche Wiedergabe von Lauten“. Gerade unter dem Einfluß der Kategorie des Regionalen ergeben sich hier widersprüchliche Anforderungen; diese Zusammenhänge konnten im 18. Jahrhundertlichen Denkstil nicht mehr endgültig aufgelöst werden. Dafür mag die Schmellersche Jugendschrift als Beleg stehen; in ihr wird unmittelbar sichtbar, daß regionale Differenzierung eigentlich als Bewertungsfaktor zu verschiedenen Subsystemen gehört, die in dieser Schrift amalgamiert werden.

Nun haben wir aber von demselben Autor aus späteren Lebensphasen ebenfalls Äußerungen, die sich praktisch auf dasselbe Beschreibungsobjekt beziehen. Zu nennen ist hier vor allem die 1821 erschienene grammatische Beschreibung mit dem Titel *Die Mundarten Bayerns*. Man kann diese Mundartgrammatik als den ersten Teil eines Mundartprojekts verstehen, das durch die Veröffentlichung des Wörterbuchs in vier Bänden zwischen 1827 und 1837 abgeschlossen wird. Im Jahr 1821 erschienen, steht es unmittelbar an jener Wende zur historisch-romantischen Sprachbeschreibung, die das Zentrum darstellen wird, nach dem sich die verschiedenen sprachwissenschaftlichen Aktivitäten von da an ausrichten haben werden. Das Erscheinen des ersten Bandes von Jacob Grimms *Deutscher Grammatik* im Jahr 1819 hat für die Germanistik in dieser Hinsicht sicherlich Symbolwert. Schmeller selbst ist ein Beispiel dafür, wie die Umstände einerseits eine Systemfestigung in die historisch-romantische Richtung offenbar insgesamt befördern, wie aber andererseits Grimms Grammatik als entscheidender Schritt in diese Richtung wahrgenommen wird; nachweislich eines Tagebucheintrags ist ihr Erscheinen der Grund dafür, daß er das an sich fertige Manuskript seiner eigenen Grammatik nochmals überarbeitet (s. Hinderling 1985: 10*). Wir wollen an Schmellers Dialektgrammatik nur sehen, wie sich unter dem Einfluß der emergenten Systematisierung die Bestandteile des Denkens aus der frühen Zeit des Übergangs neu verteilen. Nur ein Teil der damals benutzten Argumente wird innerhalb des wissenschaftlichen Denkstils bleiben und auch er bedeutet in der neuen Anordnung etwas anderes. Dabei profitiert Schmeller davon, daß bei dieser Verschiebung gerade die Elemente an Bedeutung gewannen, die offenbar auch dem jungen Schmeller schon näher gestanden waren: die Untersuchung der gesprochenen Sprache und ihre Beschreibung. Zu diesem Umkreis gehörte nicht

zuletzt die Entwicklung eines Lautalphabets, das universal sein sollte, um auf diese Art und Weise einen Vergleich über die gesprochenen Sprachen hin zu ermöglichen: auch das ein zentraler Teil in der vergleichend angelegten historischen Perspektive der neuen Forschungsrichtung. Überleben konnte in diesen Zusammenhängen auch das Interesse an der „Sprache des Volkes“. Allerdings: war es im alten aufklärerischen Kontext die enzyklopädische Neugier auf Differenz Erfahrung gewesen, die nach Informationen dieser Art suchte, auch die Intention, an die „einfachen Leute“ heranzukommen, so ist es jetzt viel grundsätzlicher und metaphysischer eine ursprüngliche Wahrheit, die in den als ertümlich angesehenen Äußerungen des Volkes liege.

Der reformorthographische Gedanke allerdings, nach dem jeder schreiben solle wie er spreche, um so keine gesellschaftliche Ungleichheit aufkommen zu lassen, kann jetzt nicht mehr innerhalb des neuen wissenschaftlichen Systems abgehandelt werden. Man sieht auch an den Nachrichten, die wir von Schmeller zwischen den Abfassungszeiten der beiden Schriften haben, ein längeres Hin- und Herschwanke gemäß relativ kurzfristiger Tendenzen, dann seit der Mitte der 1810er Jahre ein ziemlich deutliches Einschwenken in die neue Systematisierung. Natürlich ist der Doppelcharakter mancher Erscheinungen eine Hilfe auf diesem Wege. Im Bereich „Phonetik“ kann man diese Entwicklung etwa daran sehen, daß noch bis etwa hin zum Jahr 1815 Schmellers Äußerungen deutlich dem Diskurs über Universalsprachen, Universalalphabete und Ursprachen zugehören.²⁰ In den späteren Ausführungen und dann endgültig in der Mundartgrammatik bekommen die Überlegungen zur Lautschreibung eindeutig den Charakter der Entwicklung eines wissenschaftlichen Hilfsmittels:

Ohne über die Natur und den Zusammenhang der menschlichen Sprachlaute näher einzutreten, werden hier die, für die Laute der gemeinen Sprache angenommenen Zeichen ganz kurz aufgeführt, und mehr durch die Hinweisung auf die Fälle und Gegenden wo sie im Leben vorkommen, als durch Angabe ihrer unterscheidenden Merkmale (eine immer sehr unfruchtbare Bemühung) kennbar gemacht.

(Schmeller 1821: 22)

Jedoch straft sich Schmeller im unmittelbar anschließenden Text selber in gewissem Umfang Lügen, führt er doch die Grundlagen seiner phonetischen Beschreibung in typisch 18. jahrhundertlich-ägyptischer Beschreibung ein:

Die Haupt=Erscheinungen aller menschlichen Aussprache sind in der Jahrtausende alten Formel: (H) A. B. G.D. bekrundet, von welcher das übrige Alphabet nur eine weitere nach und nach eingetretene Ausführung ist. (Schmeller 1821: 22-23)

Rüdiger Harnisch (1992) hat aber gezeigt, daß das nur der im neuen Zusammenhang fast etwas befremdlich wirkende mystische Eingang zu einer phonetischen Beschreibung ist (s. Eichinger 1995a: 43-44).

Entsprechendes ließe sich zeigen anhand des „etymologischen“ Alphabets, das zwar aussieht, wie dem Ideenkonzept der Fuldaschen Lehre entsprungen.

²⁰ Vgl. Eichinger (1995a, Anm. 13; 41, v.a. Anm. 19).

Nicht umsonst zählt Fulda zu den im Vorwort von Schmeller (1921: xii) erwähnten Autoren. Seine Weiterverwendung scheint aber der typische Fall der Nutzung einer Doppelfunktion zu sein: was bei Fulda zu einem Ursprachkonzept gehört, wird bei Schmeller zu einer Abstraktion, die es erlaubt, Typen zu beschreiben, die sich als Archetypen für die zu vergleichenden germanischen Sprachen und Mundarten verstehen lassen (s. Schmeller 1821: 9 ff.).

Schon im Vorfeld dieser Schrift war die Entwicklung bei Schmeller immer deutlicher in diese Richtung gegangen, eine Richtung, die auf historische Vergleichbarkeit und genaue sprachwissenschaftliche Beschreibung zuläuft. Das war es ja, was Schmeller oben selbst als seine Beschreibungsziele nannte. Was dazu aus dem neuen wissenschaftlichen System herausfällt, ist der didaktisch-soziolinguistische Aspekt. Die Bedeutung der Dialektsprecher liegt ja im neuen Zusammenhang nicht mehr darin, daß sie die gleichen Rechte als Menschen hätten wie die andere Bevölkerung, vielmehr liegt nun ihr besonderer Wert darin, daß ihre Sprache etwas Urtümlicheres, Älteres repräsentiere als die Hochsprache. Diese Ablösung verläuft bei Schmeller auffällig langwierig und – wohl aufgrund seiner eigenen Lebensgeschichte als der „Sohn des Kürbenzäuners“ – schmerzhaft. Daß sie sich aber vollzog²¹ und daß sie in zeitlichem und begründendem Zusammenhang mit der Einbettung des eigenen wissenschaftlichen Sprechens in den Denkstil der historischen Grammatik stand,²² zeigt die Tatsache, daß ein nicht veröffentlichter Vorentwurf zur Vorrede seiner Mundartgrammatik diesen Aspekt noch ganz deutlich betont, was wohl der Grund gewesen sein dürfte, daß er letztlich nicht zum Vorwort des Buches wurde. Gegenüber dem emanzipatorischen und Gleichheitsaspekt des Vorentwurfs,²³ wird nun schon im Vorwort kaum noch und in der praktischen Darstellung schon gar nicht mehr darauf Rücksicht genommen, vielmehr heißt es nunmehr: „Eine nicht geringere Bedeutung lege ich denselben [= den Volksmundarten/L.E.] in sprachwissenschaftlicher und historischer Rücksicht bey“ (1821: viii). Diesen beiden Interessen ist denn auch, wie gesehen, die schriftliche Wiedergabe der Laute angepaßt.²⁴

21) So wäre ich wie Mattheier (1988) vorsichtiger in der Interpretation Schmellers als eines frühen Soziolinguisten (s. Rein 1985); selbst was die zu diesem Zwecke gerne zitierten Stellen des Wörterbuchs angeht, ist historische Vorsicht geboten: sie finden sich in der Regel nicht in der ersten Auflage, entstammen vielmehr den Randnotizen in Schmellers Handexemplar, ein gutes Zeichen, daß sie zumindest zur Abfassungszeit nicht zu einem Subsystem des wissenschaftlichen Denkstils gehörten.

22) Schmeller selbst spricht von einem „Versuch [...] einer historisch=geographisch=grammatischen Darstellung“ (1821: v) – der geographische Aspekt soll einstweilen beiseitegelassen werden.

23) Dazu ausführlicher Eichinger (1988).

24) Die Entwicklung zu dieser Position hin ist genauer dargestellt in Eichinger (1995a: 43-44, Anm. 24).

6. Vergangene Wissenschaft

Der Schmeller der Mundartgrammatik gibt übrigens im Prinzip der Position Carl Philipp Moritzens und seiner Kollegen recht, nach der die Orthographie ein durch einen gewissen Ausgleich entstandenes gesellschaftliches Normensystem darstellt, das nicht an seiner Lauttreue gegenüber den gesprochenen Mundarten gemessen werden könne, das vielmehr selbst „für alle Gebildeten zur Regel der Aussprache geworden ist“ (Schmeller 1821: 20). Wie paßt da der Moritzsche Reibelaut in seinem ABC-Büchlein, wie passen die oben zitierten wissenschaftlichen Meinungen zum Verhältnis von Orthographie und Aussprache hierher? Ganz offenkundig fühlen sich die oben zitierten Aussagen dem gegenwarts- und hochsprachbezogenen wissenschaftlichen²⁵ System der Beschäftigung mit Sprache zugehörig. Ein wichtiger Punkt ist dabei, daß gerade eine erhöhte Bedeutung regionaler Elemente in dem Denkstil der sich professionell mit der Hochsprache und ihrer Normierung Beschäftigten dazu geführt hat, daß das Verhältnis von Orthographie und Aussprache nochmals als ein adaptatives Steuerungssystem verstanden werden kann, während es im historisch vorhergehenden Gottschedschen Konzept eher als ein der menschlichen Planung allein zugängliches Subsystem angesehen wurde – also gerade auch nicht als unmäßig komplex. Zu diesem Zweck wurde ja die in den Orthographieregeln immer irgendwo vorgesehene Beziehung auf den Gebrauch als Regelungsinstanz ihrerseits strikt beschnitten: es geht dann um den geradezu sprichwörtlichen gebildeten Obersachsen, dessen regionale Bindung zur Attizität umgedeutet wurde. Es wurde oben schon gezeigt, daß diese Präntention, als die Bindekraft des Gottschedschen Modells aus anderen Gründen schwächer wurde, gerade im norddeutschen Raum kaum als angemessen angesehen werden konnte. Dennoch wird der Diskurs nicht einfach zurückgedreht, vielmehr findet die Selbstregulation des Systems auf einer Ebene statt, die dem Zustand des öffentlichen Gebrauchs der deutschen Sprache angemessen ist. Mit Werner Besch (1985) können wir ihn als den der Standardsprachlichkeit benennen, als jenen Zustand, in dem die schriftliche Varietät auf die gesprochenen Sprachformen zurückwirkt. Tatsächlich ist ja, wie selbst oben an den Moritzschen Irrtümern zu sehen, für Standardsprachlichkeit die normierte Schreibung als die Grundlage der Entscheidung anzusehen, allerdings zeigt sich in Moritzens unreinem Reim wie in seinen oben zitierten Anmerkungen zur angemessenen Aussprache bestimmter Buchstaben die Tatsache, daß diese Zuordnung der Adaptation der Nutzer in einem gewissen Ausmaße offenstehe. Dieses Ausmaß ist einerseits gesetzt von der Anpassung an die Ausdrucksinentionen, ein Gedanke, der die Angemessenheitsüberlegungen wohl seit Gellert her durchzieht, andererseits von bestimmten als natürlich geltenden Zu-

25) Daß hier unter „wissenschaftlich“ etwas anderes verstanden werden muß als im 19. Jahrhundert, sei konzediert; auf jeden Fall handelt es sich in beiden Fällen um den Diskurstyp mit sprachlichen Inhalten mit dem höchsten gesellschaftlichen Geltungsanspruch.

ordnungen dessen, was als angemessen zu gelten habe. Es ist das sprachliche Auftreten des vernünftigen und empfindsamen bürgerlichen Individuums, das den Rahmen für beide Möglichkeiten der Variation setzt. Ein gewisses Maß an regionaler Variation gehört vor allem im vertrauteren Gebrauch durchaus zu diesem Rahmen. Dabei räumt Moritz ein, daß durch die sprachgeschichtliche Entwicklung die Natürlichkeit der Verbindung von Lautung und Schreibung gestört sein mag. So müssen sich wohl auch die „natürlichen“ Beschreibungen der Buchstaben und Laute in Moritzens *Grammatischem Wörterbuch* am ehesten auf eine panchronische Ebene der Natürlichkeit beziehen:

Das a, womit unser Alphabet anhebt, ist der einfachste, sanfteste und leichteste Vokal, welchen die ungezwungenste Oefnung des Mundes ohne alle Mühe hervorbringt. (Moritz 1793: 103)

Bedeutsam ist aber, daß im Moritzschen Umfeld die für das Deutsche geltende Orthographie als eine dem bürgerlichen Individuum angemessene Regelung angesehen wird. Es herrscht hier also eine deutliche Vorstellung von der kulturtragenden Tradition einer Orthographie, die nicht einer willkürlichen Anpassung unterliegen darf, auch nicht in Hinblick auf die vermeintliche größere Folgerichtigkeit phonetischer Anpassung, wie wir sie etwa oben bei Nast kennengelernt haben.

Die Zuordnung der Lautwerte, wenn auch im großen und ganzen eindeutig, unterliegt im einzelnen der von der Empfindung des einzelnen gesteuerten Variation. Daß dabei gelegentlich das, was sich Moritz und die anderen als Variation vorstellen können, von ihrem Blickfeld abhängig ist, ist wohl nicht überraschend.²⁶

Die von Moritz repräsentierte Konzeption einer angemessenen Behandlung der Normfrage ist von der Überzeugung getragen, daß in den orthographischen Normen eine Instanz geschaffen ist, die die seinen Empfindungen gemäße Entfaltung des bürgerlichen Individuums nicht behindert, sondern einen angemessenen Rahmen zu ihrer Entfaltung bietet. Es ist die Vernunftschulung, die es ermöglicht, sich in angemessener und das heißt auch freier Weise in diesem Rahmen zu bewegen. Für diesen Typ von Fragen ist nach der oben geschilderten wissenschaftlichen Wende im System Sprachwissenschaft kein Platz mehr. Im Gefolge der Institutionalisierung bürgerlicher Lebensweise unter anderem in der Schulbildung werden diese Entscheidungsprozesse aus dem durch bestimmte Normen geleiteten Adaptationsprozeß des selbstbewußten Individuums in den Bereich eines fabrizierten Ordnungssystems umgesetzt, damit einem eher praktischen Denkstil zugeordnet.

²⁶⁾ Genaueres zu Moritz in Eichinger (1995a: 44 ff.).

7. Abschluß

Das Wiederaufkommen regionaler Argumente, nach dem von Gottsched überlagerten Klassizismus der Orientierung am pseudo-universalen französischen Muster, hat wissenschaftsgeschichtlich unterschiedliche Folgen; es führt aber auf jeden Fall in eine Übergangszone der Unordnung hinein, in der je nach unterschiedlichen regionalen und sonstigen Bedingungen verschiedene Elemente von Denkstilen in wenig koordinierter Weise miteinander verknüpft werden. In dem von Moritz repräsentierten Diskurs wird eine gewisse Einheitlichkeit dadurch gewahrt, daß die Normativität und Normenvariation als wesentlich mit aufgenommen wird, daß andererseits ein mit diesen Normen vergleichsweise selbständig umgehendes Individuum als Subjekt der Normausfüllung konzipiert wird. Die hier durch den jungen Schmeller repräsentierten Denkstile verzichten darauf, was dazu führt, daß widersprüchliche Annahmen in den Denkstil eingehen, die sich erst in der Auflösung dieser kritischen Phase durch einen neuen Attraktor wieder in nicht widersprüchlicher Weise auflösen lassen. Damit ist verbunden, daß die normativen Elemente, die auch vom Gegenwartsbezug und vom Bezug auf Schriftsprachlichkeit kommen, weggefiltert werden. Das Beispiel regional geprägten Sprechens in den Dialekten ist dafür ein ebenso geeignetes Exempel wie der Bezug auf historische Sprachstufen, die vor der normierten Schriftlichkeit liegen.

Verteilung im Raum ist zweifellos ein wesentliches Merkmal von Sprache, genauer eigentlich von Kommunikation. Interaktionsräume strukturieren die sprachliche Welt. Standardisierung ist der Versuch der Erweiterung solcher Räume, gesprochene kleinräumige Varietäten repräsentieren die kleinste Ausgriffsmöglichkeit — gleichzeitig erscheinen sie in gewissem Sinn als am ursprünglichsten. Das sind in etwa die Eigenschaften, die die Bewertung von Sprachformen in der kritischen Phase an der Schwelle zur bürgerlich orientierten Öffentlichkeit prägen.

Literatur

Arens, Hans

- 1969 *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. 2. Aufl. Freiburg. München: Alber.

Barthes, Roland

- 1989 "Bild. Verstand. Unverstand". *Jean Le Rond d'Alembert, Denis Diderot u.a. "Enzyklopädie". Eine Auswahl*. Hrsg. v. Günter Berger. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Besch, Werner

- 1985 "Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache". *Sprachgeschichte*. 2. Hbbd. Hrsg. v. W. Besch u.a. Berlin, New York: de Gruyter, 1781-1810.

Blackall, Eric A.

- 1978 *The Emergence of German as a Literary Language: 1700-1775*. 2. ed. Ithaca/NY: Cornell University Press.

Cramer, Friedrich

- 1994 *Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie*. 2. Aufl. Frankfurt/M., Leipzig: Insel.

Eco, Umberto

- 1994 *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. München: Hanser.

Faninger, Kurt

- 1993 *Johann Siegmund Valentin Popowitsch — ein österreichischer Grammatiker des 18. Jahrhunderts*. Diss. Salzburg 1993.

Fleck, Ludwik

- 1980 *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Eichinger, Ludwig M.

- 1983 "Zur textuellen Struktur des Emblems. Überlegungen zur Definition einer Textsorte". *Komparatistische Hefte*. 5/6, 1982: 89-100.
- 1988 "Von der Bedeutung der Mundarten. Ein weiterer Entwurf zum Vorwort von Schmellers Mundartgrammatik". *Eichinger/Naumann* (1988: 95-104).
- 1991 "Kurt Tucholsky, die Stadt Berlin und die Dörfer. Regionale Sprachformen als Symptom". *Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick*. Hrsg. v. I. Ackermann, K. Hübner. München: Iudicium, 211-238.
- 1993a "Grammatik als Ordnungsprinzip. Sprachwissenschaftliches in Karl Philipp Moritzens *Kinderlogik*". *Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert. Fallstudien und Überblicke*. Hrsg. v. Klaus D. Dutz. Münster: Nodus Publikationen, 47-58.
- 1993b "Vor Augen geführt bekommen. Text-Bild-Kombinationen als Merkhilfen". *Bild und Text im Dialog*. Hrsg. v. Klaus Dirscherl. Passau: Rothe, 429-449. (PINK. 3.).
- 1994 "Friedrich Karl Fulda". *Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke*. Hrsg. v. Herbert E. Brekle, Edeltraud Dobnig-Jülch, Hans-Jürgen Höller, Helmut Weiß. Band 3: F-G. Tübingen: Niemeyer, 173-192.
- 1995a "Ist Regionalität eine sinnvolle Kategorie in der Sprachwissenschaftsgeschichte?" "... im Gefüge der Sprachen". *Studien zu System und Soziologie der Dialekte. Festschrift für Robert Hinderling zum 60. Geburtstag*. Hrsg. v. Rüdiger Harnisch, Ludwig M. Eichinger, Anthony Rowley. Stuttgart: Steiner, 31-50. (ZDL-Beihefte. 90.).
- 1995b "Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und

- Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen". *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Hrsg. v. Heinz Leo Kretzenbacher, Harald Weinrich. Berlin, New York: de Gruyter, 301-324.
- Eichinger, Ludwig M. / Naumann, Bernd
- 1988 *Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. Akten der gleichnamigen Tagung in Tirschenreuth, 26.-28. September 1985*. Hrsg. v. L. M. Eichinger, B. Naumann. München: Oldenbourg.
- Gessinger, Joachim
- 1994 *Auge und Ohr*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Giesecke, Michael
- 1992 *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Harnisch, Rüdiger
- 1992 "Johann Andreas Schmeller zwischen universeller Lauttheorie und empirischer Dialektlautkunde". *Historiographica Linguistica*. 19: 275-300.
- Hinderling, Robert
- 1985 "Einleitung zur Neuauflage". Ludwig Rockinger (Hg.): *An der Wiege der bayerischen Mundart-Grammatik und des bayerischen Wörterbuchs*. Neu herausgegeben von Robert Hinderling. Aalen: Scientia, 7*-14*.
- Kanitscheider, Bernulf
- 1993 *Von der mechanistischen Welt zum kreativen Universum*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Mackert, Michael
- 1993 "Interpretation, Authorial Intention, and Representation: Reflections on the Historiography of Linguistics". *Language Sciences*. 15: 39-52.
- Mattheier, Klaus J.
- 1988 "Schmeller und die heutige Dialektforschung". Eichinger/Naumann (1988: 57-63).
- Moritz, Karl Philipp
- 1790 *Neues A.B.C. Buch welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält* mit Kupfern von Karl Philip Moritz. Professor bei der Academie der bildenden Künste in Berlin. Berlin: Christian Gottfried Schöne.
- 1784 *Von der deutschen Rechtschreibung. Nebst vier Tabellen die deutsche Rechtschreibung, Interpunktion, Deklination, und insbesondere den Unterschied des Akkusativs und Dativs betreffend. Zum Gebrauch der Schulen und für solche die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen*. Von M. Carl Philipp Moritz, Professor am vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasium. Berlin: Arnold Wever.
- 1793 *Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin: Arnold Wever.
- Nast, Johann
- 1805 *Teutsches Elementar-Buch nicht für Schüler und Kinder sondern Sprach- und Schul-Lehrern zur Prüfung und Beherzigung*. Tübingen: Cotta.

Rein, Kurt

- 1985 "Schmeller als Soziolinguist". *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte*. 48: 97-113.

Schmeller, Johann Andreas

- 1821 *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*. München: Karl Thienemann.
Bayerisches Wörterbuch. [...] Th. 1-4 Stuttgart, Tübingen: Cotta 1827, 1828, 1836, 1837.; 2. mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearb. von G. Karl Fromman München 1872-1877 [Nachdruck der 2. Aufl. Aalen 1961 und öfter].
- 1965 *Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender* [1803]. München: [ungedrucktes Ms.].

Rothermund, Dietmar

- 1994 *Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Geschichtsschreibung*. München: Oldenbourg.

Schmidt, Hartmut

- 1988 "Berlinische Monatsschrift (1783-1796). 'Diskussion Deutsch' in Berlin am Ende des 18. Jahrhunderts". *Diskussion Deutsch*. 19: 507-514.

Wachter, Johann Georg

- 1752 "Naturae et Scripturae Concordia" [1752]. *Johann Gottfried Herder. Abhandlung »Über den Ursprung der Sprache«. Text, Materialien, Kommentar*. Hrsg. v. Wolfgang Proß. München: Hanser, [o.J.; i.e. 1978], 208-213.